

(Nachdruck verboten.)

16]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Geh.

Romaschow trat näher. Sie drückte, während ihre Pupillen plötzlich außerordentlich klein und scharf geworden waren, fest seine Hand. „Ich habe Ihnen auf Ihre Bitte die dritte Quadrille reserviert. Goffentlich haben Sie es nicht vergessen?“

Romaschow machte eine Verbeugung.

„Wie sind Sie unliebendwürdig,“ fuhr die Peterion fort, Gesicht zu schneiden. „Sie müßten sagen: Ich bin entzückt, Madame. Graf, nicht wahr, er ist ein Plumpsack?“

„Was denn . . . Ich weiß wohl,“ brummte Romaschow unsicher. „Danke für die Ehre.“

Bobetinski eignete sich wenig dazu, den Abend lebhaft zu gestalten. Er dirigierte mit blasierterm und müde-gönnenhaftem Aussehen, als wenn er eine für ihn schrecklich langweilige, für alle anderen aber wichtige Pflicht erfüllte. Vor der dritten Quadrille aber wurde er lebhafter, flog mit schnellen, kleinen Schritten durch den Saal, wie mit Schlittschuhen auf dem Eise, und rief besonders laut:

„Quadrille — monstre! Cavaliers, engagez vos Dames!“

Romaschow stand mit Raisa Alexandrowna dicht beim Musikantenfenster und hatte als Bisabis Michin und Frau Beschtschenko, die ihrem Herrn kaum bis an die Schultern reichte. An der dritten Quadrille beteiligten sich bedeutend mehr Tanzende, so daß die Paare sich an der Wand entlang und quer aufstellen mußten. Die einen wie die anderen mußten der Reihe nach tanzen, deshalb wurde jede Tour zweimal gespielt.

„Ich muß mich erklären, muß ein Ende machen,“ dachte Romaschow, der vom Donner der Trommel und der durch das Fenster hereindringenden Blechmusik wie beäubt war. „Genug!“ „Auf seinem Gesicht lag unerbittliche Entschlossenheit.“

Bei den Regimentstanzordnern hatten sich längst einige besondere Gewohnheiten und liebe Scherze eingebürgert. So hielt man es in der dritten Quadrille stets für unumgänglich, Konfusion anzurichten und beim Kommando wie unabsichtlich amüsante Fehler zu machen, die stets denselben Tumult und Gelächter hervorriefen. Auch Bobetinski, der die Monstre-Quadrille unerwartet mit der zweiten Tour begonnen hatte, ließ bald „Cavalier seul“ tanzen, ließ dann die Herren, wie sich verbessernd, zu ihren Damen zurückkehren, bald kommandierte er „Grande ronde“, änderte das Kommando und ließ die Herren ihre Damen wieder suchen.

„Mes Dames, avancez . . . Pardon, reculez! Cavalier seul! Pardon, zurück, balancez avec vos Dames, zurück doch!“

Raisa Alexandrowna sprach unterdessen in gisligem Tone, vor Bosheit schwer atmend, dabei mit einem Lächeln, als wenn die Unterhaltung die lustigsten und angenehmsten Dinge zum Gegenstand hätte.

„Ich erlaube nicht, so mit mir umzugehen. Verstanden? Ich bin keine junge Gans. Ja. Und anständige Menschen handeln nicht so. Ja.“

„Wir wollen uns nicht zanken, Raisa Alexandrowna,“ bat Romaschow eindringlich und weich.

„O, zuviel Ehre — zanken! Ich kann Sie nur verachten. Aber sich über mich lustig machen, erlaube ich niemandem. Warum haben Sie nicht einmal auf meinen Brief geantwortet?“

„Aber Ihr Brief hat mich nicht zu Hause getroffen, schwöre ich Ihnen.“

„Ah, Sie wollen mir etwas weismachen! Als wenn ich nicht wüßte, wo Sie verkehren . . . Aber seien Sie überzeugt . . .“

„Cavaliers en avant! Ronde des Cavaliers. A gauche! Links, links! Nach links doch, meine Herren. Ah, die verstehen auch gar nichts! Plus de la vie,

Messieurs,“ schrie Bobetinski, die Tänzer in schnellen Kreisen fortziehend und verzweifelt mit den Füßen stampfend.

„Ich kenne alle Zutriten dieses Frauenzimmers, dieser Viliputaneria,“ fuhr Raisa fort, als Romaschow an seinen Platz zurückgekehrt war. „Sie bildet sich wirklich umsonst so viel ein! Diese Tochter eines diebischen Notars . . .“

„Ich möchte doch bitten, sich in meiner Gegenwart nicht derart über meine Bekannten zu äußern,“ erwiderte Romaschow finster.

Jetzt erfolgte eine rohe Szene. Die Peterion richtete eine wahre Flut von Schmähworten an Schurotschkas Adresse. Das künstliche Lächeln hatte sie bereits vergessen und bemühte sich jetzt, ganz bunt vor Erregung, die Musik mit ihrer Schnupfenstimme zu überschreien. Romaschow errödete bis zu Tränen infolge seiner Schwäche und Fassungslosigkeit und aus Schmerz über die Schurotschka zugesügten Beleidigungen sowie deshalb, weil es ihm bei dem betäubenden Lärm nicht möglich war, auch nur ein Wort vorzubringen, und hauptsächlich endlich, weil man bereits auf sie aufmerksam geworden war.

„Ja, ja, ihr Vater hat gestohlen, sie braucht die Nase nicht so hoch zu tragen,“ schrie die Peterion. „Sagen Sie ihr bitte, daß sie sich etwas rarer macht. Wir wissen auch von ihr allerhand! Ja!“

„Ich bitte Sie,“ stammelte Romaschow.

„Warten Sie, ich werde Ihnen beiden schon die Zähne zeigen. Ich öffne dem Schafskopf Nikolajew, den sie nicht einmal im dritten Jahr auf die Akademie bringen kann, die Augen. Was soll aus dem armen Tropf werden, der nicht einmal sieht, was ihm dicht vor der Nase geschieht. Sie hat auch einen Liebhaber!“

„Mazurka générale! Promenade!“ schrie Bobetinski und glitt, ganz vornübergebeugt, in der Pose eines fliegenden Engels durch den Saal.

Unter dem schweren Gestampfe der Schritte zitterte und schwankte der Fußboden im Takt; die Anhängel am Kronleuchter klirren und spielten in bunten Farben, während die Tüllgardinen am Fenster sich mächtig hin und her bewegten.

„Warum wollen wir uns nicht friedlich trennen?“ fragte Romaschow sanft. Er fühlte im Innern, daß dieses Weib ihm außer Abscheu eine häßliche, aber unbezwingbare Feigheit einflöste. „Sie lieben mich nicht mehr . . . Lassen Sie uns als gute Freunde scheiden.“

„Ah! Sie wollen mir auf den Zahn fühlen? Seien Sie unbesorgt, mein Lieber“ — sie sagte: „Bein Bieber“ — „ich gehöre nicht zu denen, die man verläßt, ich verlasse andere, wenn ich will, aber ich kann mich wirklich nicht genug über Ihre Niedrigkeit wundern.“

„Wir wollen doch schnell enden,“ sagte Romaschow ungeduldig in dumpfem Tone und biß die Zähne zusammen. „Entreakt fünf Minuten. Cavaliers, occupez vos dames!“ rief der Tanzordner.

„Ja, wenn ich es will. Sie haben mich gemein betrogen. Ich habe Ihnen alles geopfert, alles gegeben, was ein anständiges Weib geben kann . . . Ich kann meinem Gatten, diesem idealen, schönen Mann nicht in die Augen sehen. Zehntwegen habe ich meine Weibes- und Mutterpflichten vernachlässigt. O, warum bin ich ihm nicht treu geblieben!“

„Mag ja alles sein!“ Romaschow konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Ihre zahllosen Romane mit allen eben erst in den Dienst getretenen jungen Offizieren waren im Regiment ebenso gut bekannt, wie alle anderen Liebesgeschichten, die sich zwischen sämtlichen fünfundsiebzig Offizieren und ihren Frauen und Verwandten abspielten. Ihm fielen jetzt Ausdrücke ein, wie: „Mein Schafskopf“, „Dieses Ekel von einem Mann“, „Dieser Schwächer, der ewig herumlungert“ und andere nicht weniger kräftige Ausdrücke, die Raisa in Briefen und mündlich an ihren Mann verschwendet hatte.

„Ah! Sie haben die Frechheit, noch zu lachen! Gut!“ flammte Raisa auf. — „Wir müssen anfangen!“ fiel ihr plötzlich ein. Sie ergriff die Hand ihres Kavaliere, trippelte vorwärts, wiegte den Oberkörper grazios in den Hüften und lächelte krampfhaft. Als sie die Tour beendet hatten, nahm ihr Gesicht plötzlich wieder einen bösen Ausdruck an. „Wie bei einem wütenden Insekt,“ dachte Romaschow.

Telegraphenstangen.

„Ich verzeihe Ihnen das nicht. Hören Sie wohl, niemals! Ich weiß, warum Sie so gemein, so niedrig von mir los wollen. Aber was Sie da im Schilde führen, geschieht nicht, nie, nie, nie! Statt offen und ehrlich zu sagen, daß Sie mich nicht mehr lieben, haben Sie mich lieber betrogen und mich als Weib benutzt . . . für alle Fälle, wenn es dort nicht glückt. Ha — ho — ha!“

„Nun gut, lassen Sie uns offen reden,“ begann Romaschow mit verhaltener Wut. Er wurde immer blasser und biß sich auf die Lippen. „Sie selbst haben es gewollt. Ja, es ist wahr: ich liebe Sie nicht.“

„Ach! Sagen Sie, wie mich das kränkt!“

„Ich habe Sie nie geliebt. Wie Sie mich auch nicht. Wir beide haben ein häßliches, falsches, schmutziges Spiel getrieben, eine gemeine Liebesfarce. Ich verstehe Sie ausgezeichnet, Kaisa Alexandrowna. Sie brauchten keine Zärtlichkeit, keine Liebe, keine einfache Anhänglichkeit. Dazu sind Sie zu feicht und unbedeutend, denn“ — Romaschow fielen plötzlich die Worte Kajas ein — „denn lieben können nur auserwählte, nur verfeinerte Naturen!“

„Ha — ha, natürlich sind Sie so eine verfeinerte Natur?“

Wieder ertönte die Musik. Romaschow blickte neidisch durch das Fenster auf den glänzenden Kupferlacken der Posaune, die mit wilder Gleichgültigkeit brüllende und röchelnde Töne gleichsam in den Saal hineinspuckte. Und der Soldat, der mit aufgeblästen Waden, die verglasten Augen rollend, und blau vor Anstrengung die Posaune blies, wurde von ihm beneidet.

„Wir wollen uns nicht zanken. Vielleicht habe ich wahre Liebe nicht verdient aber darauf kommt es nicht an. Es handelt sich darum, daß Sie mit Ihren beschränkten, provinziellen Ansichten und Ihrem kleinstädtischen Ehrgeiz unbedingt jemanden haben müssen, der Ihnen den Hof macht, so daß andere es sehen. Oder glauben Sie, ich habe den Sinn dieser Ihrer Vertraulichkeiten mit mir auf den Abenden, dieser zärtlichen Blicke, dieses gebietenden und intimen Tones zu einer Zeit, wo andere uns beobachten, nicht verstanden? Ja, ja, sicher, sie sollten es sehen! Sonst hat Ihr ganzes Spiel keinen Sinn. Sie brauchten nicht meine Liebe, sondern wollten nur, daß alle Welt Sie wieder einmal kompromittiert fähe.“

„Dazu hätte ich einen Besseren und Interessanteren wählen können als Sie,“ erwiderte die Peterjon mit geschwellenem Stolz.

„Unruhigen Sie sich nicht, damit kränken Sie mich nicht. Ja, ich wiederhole: Sie mußten mir jemanden haben, der als Ihr Sklave, als neuer Sklave Ihrer Launen galt. Aber die Zeit vergeht und die Sklaven werden immer seltener, und um den letzten Anbeter nicht zu verlieren, bringen Sie kaltes, leidenschaftsloses Wesen, sowohl Ihre Familienpflichten, wie auch die vor dem Altar gelobte Treue zum Opfer.“

„O, Sie sollen noch von mir hören,“ flüsterte Kaja böse und bedeutungsvoll.

Durch den ganzen Saal, bisweilen zurücktretend und den tanzenden Paaren ausweichend, trat Kajas Gatte, Hauptmann Peterjon, zu ihnen. Er war ein magerer, schwindfüchtiger Herr mit kaltem, gelbem Schädel und schwarzen, feuchten, schmeichelnden, gleichzeitig aber in heimlicher Bosheit leuchtenden Augen. Es hieß, er sei wahnsinnig in seine Frau verliebt, dermaßen verliebt, daß er zärtliche, süßliche, falsche Freundschaft mit all ihren Verehrern unterhielt. Ja, es war sogar bekannt, daß er, sobald diese Anbeter erleichtert und fröhlich seine Frau verlassen, an ihnen mit Haß, Treubruch und allen möglichen dienstlichen Gemeinheiten Vergeltung übte.

Er lächelte schon von ferne unnatürlich mit seinen blauen, rings um den Mund geklebten Lippen.

„Nun, tanzt Du, Kaetschka? Guten Tag, lieber George. Sie haben sich ja lange nicht sehen lassen? Wir haben uns so an Sie gewöhnt, daß wir uns ohne Sie wirklich schon langweilen.“

„So . . . Ja . . . Die viele Beschäftigung,“ brummte Romaschow.

„Wir kennen Ihre Beschäftigung,“ drohte Peterjon mit dem Finger und lachte winselnd. Aber seine schwarzen Augen mit gelbem Weiß liefen forschend und unruhig über das Gesicht seiner Frau und Romaschows.

„Ich muß sagen, ich habe geglaubt, Sie zankten sich. Als ich hinblieke, sitzen Sie da und ereifern sich über etwas. Was haben Sie?“

(Fortsetzung folgt.)

Die in der Reichs-Telegraphenverwaltung zum Zwecke der oberirdischen Leitungsführung benutzten Stangen werden in bezug auf ihre Herstellung und Verwendung auf Grund besonders erläßener telegraphentechnischer Vorschriften behandelt. Diese Vorschriften, die namentlich im Hinblick auf die Unbill der Bitterung, auf die Art des zu bebauenden Terrains und die Länge der Baustraße, auf die Art der oberirdischen Leitungen sowie deren Höhe zc. erläßt worden sind, haben nun eine Menge interessanter Vorgänge zur Folge, von denen wohl in erster Linie die Imprägnierung der Stangen zu nennen sein dürfte.

Die steilen Träger der eisernen, kupfernen oder bronzenen Leitungsdrähte werden in der Regel von den Stammenden der Kiefer genommen, obgleich auch noch andere Hölzer, wie die Fichte, die Weiß- oder Edelkanne, die Lärche und die Eiche gebrauchsfähig sind. Bei der Benutzung der vier letztgenannten Hölzer bedarf es jedoch einer besonderen Genehmigung der obersten Telegraphenbehörde: des Reichspostamts.

Eichenhölzer gelangen nur in rohem Zustande zur Aufstellung, während die Nadelhölzer vor ihrer Verwendung imprägniert, d. h. mit einer Flüssigkeit gesättigt werden, um die in ihnen wohnenden Keim- und Fäulnisstoffe, die eine frühzeitige Vernichtung der Stangen bewirken würden, zu verdrängen. In neuerer Zeit wird zur Tränkung der Hölzer fast nur noch in Wasser aufgelöstes Kupfervitriol benutzt.

Die Tränkung der Stangen geht folgendermaßen vor sich:

Die gefällten Hölzer werden auf einfachen, nicht zu hohen Holzgerüsten, die auf einem den Verhältnissen angemessenen freien Platz hergerichtet worden sind, derart gelegt, daß die Pospenden dem Erdboden zuneigen, um das Auffangen der austretenden Flüssigkeit zu erleichtern. Am Stammende sind die Stangen glatt abzuschneiden, damit auf die Schnittfläche eine sogenannte Trenne aus Hanf gelegt werden kann, auf die wieder ein zirka 5 Zentimeter starkes, vierkantiges Brett mittels eiserner Verschlusshaken gepreßt wird. Diese Haken sind an dem einen Ende mit einer Spitze versehen, die sich in das Holz eintreiben läßt und greifen an dem anderen Ende, das mit Schraubengewinde und Mutter versehen ist, durch entsprechende Ausschnitte des Holzdedels, so daß dieser durch etwaiges Anziehen der Schraubenmutter ganz beliebig gegen den Stamm gedrückt werden kann.

Um nun die Tränkungsflüssigkeit, bestehend aus 1½ Gewichtsteilen Kupfervitriol und 100 Gewichtsteilen Wasser, in den sich zwischen Holzdedel und Stammende naturgemäß bildenden Hohlraum gelangen zu lassen, damit sie von hier weiter durch das Holz dringen kann, ist durch den Dedel ein hölzerner, durchbohrter Zapfen — Pipe — getrieben.

Die Kupfervitriollösung selbst wird in einem auf dem Erdboden stehenden Vortisch — Milchbottich genannt — zubereitet und von hier in einen zweiten Vortisch geleitet oder gepumpt, von wo aus der Tränkungsprozess vor sich geht.

Das Eintreiben der Imprägnierungsflüssigkeit erfolgt auf zweifache Art und Weise. In neuerer Zeit wird hauptsächlich das Verfahren mittels Dampfdruck eingeschlagen, während im Gegenseite hierzu noch ein hydrostatisches Druckverfahren vorgezogen ist. Letzteres ist das kompliziertere von beiden und soll zuerst beschrieben werden.

Nachdem hier die Flüssigkeit in den bereits erwähnten, auf einem zehn Meter hohen Holzgerüst untergebrachten sogenannten Druckbottich gepumpt worden ist, gelangt dieselbe durch ein von diesem senkrecht nach unten führendes Rohr — Abfallrohr genannt — in ein wagenrecht, vor den Stammenden entlanglaufendes, aus Blei oder Kupfer bestehendes Rohr, das Streckrohr. Dieses Rohr ist mit zirka 15 Millimeter weiten Seitenstügen versehen, auf die das eine Ende eines passenden Gummischlauches gezogen wird, während das andere Ende in ein in die Holzspitzen des Verschlusdedels passendes, zugespitztes Holzrohr mündet. Hierdurch wird das Streckrohr mit der Stange in Verbindung gebracht. Die Flüssigkeit läuft von dem Streckrohr durch den Schlauch in das Spitzrohr und von diesem durch die Holzspitzen in den Hohlraum, um von dort weiter durch das Holz zu dringen.

Das Dampfdruckverfahren geht in ähnlicher Weise vor sich. Hierbei wird ebenfalls die Flüssigkeit aus dem Milchbottich in einen zweiten Vortisch geleitet, jedoch von diesem durch Elevatoren (Dampfstrahlpumpen) unmittelbar in die Streckrohre gepreßt. Diese sind in Abständen von je 50 Zentimeter an Stelle der Seitenstügen mit kleinen Stopfbüchsenbahnen versehen, welche zum Einlassen der Flüssigkeit in den Hohlraum dienen.

Die Tränkung erfolgt wieder in der Weise, daß die Kupfervitriollösung durch das Rohrsystem und die auch hieran angebrachten Gummischläuche in den Hohlraum gelangt, von hier durch die Stange dringt, um an Pospende wieder abzufließen.

Die so getränkten Stangen werden darauf an der Luft getrocknet und dann entrinde.

Der durch die Elevatoren in den Streckrohren hervorgerufene Dampfdruck darf jedoch höchstens 2—2½ Atmosphären betragen. Um die Höhe des Druckes kontrollieren zu können, hat man in den Streckrohren einen Gradmesser angebracht.

Die Stangen haben, je nachdem sie auf Haupt- oder Nebenlinien verwendet werden, verschiedene Längen und Durchmesser. Die

auf Hauptlinien benutzten Stangen verfügen über einen Durchmesser (am Kopfende) von 15 Zentimeter und eine Länge von 8,5 Meter, 10 Meter und 12 Meter. Diese Größen sind deshalb vorgeschrieben, weil die Telegraphenleitungen nicht immer auf gerader Landstraße, sondern auch an Eisenbahnen, über Gewässer, durch Tunnels usw. geführt werden müssen und infolgedessen den jeweiligen Ortsverhältnissen anzupassen sind. Die für Nebenlinien benutzten Stangen haben 12 Zentimeter Durchmesser und 7 Meter Länge.

Der Abstand zwischen den einzelnen Stangen ist ebenfalls verschieden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen und bei geraden Linien betragen die Stangenabstände sowohl an Eisenbahnen, wie auch auf Landstraßen 75 Meter. Bei Nebenlinien ist ein Abstand von hundert Meter gestattet. Die bei der Herstellung von Fernspreerverbindungsanlagen aufzustellenden Stangen erhalten jedoch, sofern ihre Aufstellung in gerader Linie geschehen kann, nur Abstände von circa 60 Meter.

Um feststellen zu können, wann die Stangen imprägniert und wann sie zur Verwendung gelangt sind, werden die betreffenden Jahreszahlen in das Holz eingebrannt dergestalt, daß die obere Zahl das Zubereitungsjahr, die untere das Jahr der Verwendung angibt. Ueber diesen Zahlen kommt das Zeichen T. V. (Telegraphen-Verwaltung) zu stehen und unter demselben der Buchstabe B, der angeben soll, mittels welcher Flüssigkeit die Stange imprägniert worden ist. B ist der Anfangsbuchstabe des Dr. Bucheri, eines Arztes, der die Kränkung der Stangen mittels Kupfervitriol erfunden hat. An älteren Stangen findet man auch statt des B ein C oder ein Qu. Letztere Zeichen geben an, daß die Imprägnierung mittels creosothaltiger Leerrole bezw. mittels Quecksilberublimat erfolgt ist, zwei Verfahren, die in früherer Zeit in Anwendung kamen, heutzutage jedoch der Erfindung des Dr. Bucheri gewichen sind.

Die Telegraphenstangen werden aber nicht allein als Träger der Leitungsdrähte benutzt, sondern sie finden auch vielfach als Schutzvorrichtung eigentlicher Telegraphenstangen Verwendung.

Infolge des Witterungseinflusses und des Druckes, den die Leitungsdrähte auf die Stangen ausüben, werden dieselben oftmals nach einer Seite hingebogen und laufen daher Gefahr, im Laufe der Zeit umzufallen. Um der hierdurch entstehenden Betriebsstörung vorzubeugen, hat man einer solchen Stange einen Stützpunkt — Strebe — gegeben.

Eine solche Strebe ist nichts weiter als eine Telegraphenstange, die, um einen sicheren Stützpunkt abzugeben, in einem spitzen Winkel zu der eigentlichen Trägerin des Leitungsdrahtes angebracht worden ist.

Als fernere Schutzvorrichtungen kommen auch noch die Prellpfähle und Scheuerböcke in Betracht.

Erstere Vorrichtung dient zum Schutze der Stangen gegen das Anfahren eines Last- oder sonstigen Wagens und besteht darin, daß vor der zu schützenden Telegraphenstange ein Holzpfahl aufgestellt wird, der einen etwaigen Anprall zurückwirft. Ein solcher Pfahl hat höchstens eine Größe von 2—3 Meter. Die sogenannten Scheuerböcke dagegen, die ähnlich eingerichtet worden sind, beugen dem Bestreben verschiedener Tiergattungen, namentlich Schafe u., vor, sich an den Telegraphenstangen das Fell zu scheuern.

Endlich wären noch die Doppelständer und gekuppelten Stangen zu nennen, die lebiglich als Verstärkungsmittel dienen sollen. Beide Einrichtungen findet man nur da vor, wo viele Leitungen vorbeigeführt werden müssen, und eine einzige Stange der Last und der Spannung der Drähte nicht genügend Widerstand leisten kann. Zu diesem Zwecke werden entweder an die eine Telegraphenstange noch an beiden Seiten zwei andere Stangen angekuppelt (gekuppelte Stangen), oder es erhalten zwei, ungefähr ein Meter von einander — natürlich nicht in Längs-, sondern in Seitenrichtung — stehende Telegraphenstangen einen an den Stirnflächen angebrachten Querträger, der beide Stangen verbindet und naturgemäß fest zusammenhält. Eine derartige Vorrichtung nennt man Doppelständer. —

Robert Pieme.

Kleines feuilleton.

h. **Farbengärten.** Auf dem Gebiete der Gartenkunst macht sich ein Wandel bemerkbar. Seit den Tagen, da der Architekt und Vertreter der schönen Künste sich auch an Gartenanlagen heranwagte, und mit dem Gartenkünstler bezw. Landschaftsgärtner in Wettbewerb trat, ist ein heißer Streit entbrannt: auf der einen Seite der Gärtner, der zähe an der Ueberlieferung festhält und den sogenannten landschaftlichen oder englischen Gartenstil als das Ideal einer Gartenanlage betrachtet, auf der anderen Seite der Künstler, der den Garten architektonisch behandeln will. Dem Anschein nach wird er Künstler mit der architektonischen Behandlung des Gartens durchdringen, denn schon mehrten sich auch unter den Gärtnern die Stimmen, die für diesen Garten eintreten. Was man seither von neuen Gartenanlagen sah, die vollständig nach architektonischen Grundrissen behandelt worden waren, kann zwar immer nur noch als fühlender Versuch angesehen werden, aber zweifellos zeigte sich in diesen Versuchen schon manch gesunder Kern, und ohne Frage werden sich manche Ideen der Gärten dieser Art, welche es voriges Jahr auf der Düsseldorfser und dieses Jahr auf der Darmstädter Gartenbau-Ausstellung zu schauen gab, weiter ausbauen lassen, so

daß man mit Recht sagen kann: der architektonische Garten wird in absehbarer Zeit dem landschaftlichen Garten ein merkllicher Konkurrent gemorden sein.

Der Unterschied zwischen beiden Gartenformen ist leicht gezeigt. Der architektonische Garten ist in seiner Begeanlage durchaus regelmäßig und meistens geradlinig gehalten, während dem landschaftlichen Garten eine gebogene Befahrung bei unregelmäßiger Verteilung der Bepflanzung eigen ist. Als weiterer Unterschied mag noch betont werden, daß in Gärten der ersteren Art den Kunstwerken ein größerer und bedeutungsvollerer Raum gewährt wird als in letzteren.

Die diesjährige Darmstädter Gartenbau-Ausstellung hat dem architektonischen Garten gewissermaßen noch einen neuen Stempel aufgedrückt; dort waren von Professor Olbrich drei Gärten geschaffen worden, die der rote, der gelbe und der blaue Garten genannt wurden. Die Bezeichnung rührte von der jeweiligen Farbe der betreffenden Blumen; so war der rote Garten nur mit roten Blumen besetzt usw. Als etwas absolut Neues vermag man diese farbigen Gärten zwar nicht zu bezeichnen, denn man hat schon früher gelegentlich Gärten gesehen, die in einer bestimmten Farbe gehalten wurden. Doch die Art und Weise, wie Olbrich seine farbigen Gärten vorführte, bedeutete gewiß ein neues Moment für die Gartenkunst.

Diese Gärten waren als besondere Schmuckstücke eines ausgedehnten Parks gedacht. Sie lagen vertieft und waren von Mauern umgeben, so daß der im Park Lustwandelnde erst im letzten Augenblick, wenn er unmittelbar vor einem der Gärten stand, auf denselben aufmerksam wurde. Ueberrascht mußte dann der Blick auf das Farbenbild fallen. Bei entsprechender Beleuchtung kann ein solcher Garten bei dem in einem der Laubengänge Ruhenden gewiß Stimmung erzeugen; allein man wird sich an derartige architektonisch behandelten Farbengärten gewiß recht bald satt sehen — immer und ewig nur eine Farbe vor Augen zu haben, das muß auf die Dauer ermüden; darum sind solche Gärten, als für sich bestehend, wohl kaum haltbar. In großen Parks mögen sie immerhin hingenommen werden. Somit wird dieser farbige Garten höchstens eine beschränkte Bedeutung erlangen. Hinzu kommt noch, daß es mit großen Kosten verknüpft ist, einen derartigen Garten stets in seiner Farbe zu erhalten, denn die Pflanzen müßten wiederholt im Jahre gewechselt werden, und zudem darf nie übersehen werden, daß die Pflanze kein lebloses Material ist, welches sich wie der Stein vom Bildhauer bearbeiten läßt. Die Pflanze, ein lebendes Wesen, will im Garten ganz anders behandelt sein als der Rohstoff des bildenden Künstlers. Sie läßt sich nicht immer nach Wunsch in der Form halten und ebensowenig erscheinen die Blumen auf Herborruß.

Recht bemerkenswert sind die Kritiken, welche Olbrichs Farbengärten in der Fachwelt hervorgerufen haben; während sie einerseits durchaus verteidigt, ja der Lächerlichkeit preisgegeben werden, fehlt es andererseits auch nicht an solchen Leuten, die die Gärten nicht himmelhoch genug loben können. Aber nur gering sind jene Stimmen, die, den Standpunkt des Schöpfers dieser Gärten einnehmend, diese Gärten verstanden haben und ihnen eine beschränkte Berechtigung zusprechen. Und gerade bei diesen Stimmen scheint die Wahrheit zu liegen. —

Kulturgegeschichtliches.

a. **Wanderzwang und Meisterstück.** Nur wenige Gewerbe des Mittelalters verzichteten auf den Wanderzwang ihrer Gesellen. Es waren dann solche Handwerke, denen daran lag, die lokale Kunstfertigkeit ihres Gewerbes nicht durch Wanderzwang in alle Winde zu zerstreuen. So die Achat- und Steinschleifer des Nafetales und des Schwarzwaldes, die Bijouterie-Arbeiter in und um Pforzheim, die Glasbläser und andere mehr. Für die meisten Handwerke aber war der Wanderzwang eines der notwendigsten Requisite zur Erhaltung der selbstherrlichen Monopolstellung, welche die Zunftmeister in dem mittelalterlichen Wirtschaftsleben einnahmen. Und in der Tat brachte der Wanderzwang der Gesellen den Meistern einen dreifachen Vorteil. Er schützte sie erstens vor allzu großer und allzu jämmerlicher Konkurrenz, indem er den jungen Handwerksgehilfen aus der Stadt, in der er gelernt und in der oder in deren Nähe er geboren und aufgewachsen ist, deren Verhältnisse er durchaus kennt, auf Jahre hinaus in die Fremde trieb. Er sicherte den Meistern aber auch eine genügende Gesellenreserve; denn aus dem hohen Prozentsatz der auf den Straßen des Deutschen Reiches wafzender oder in den Herbergen herumliegender Handwerksgehilfen konnte jederzeit ein Mehrbedarf an Gesellenhänden gedeckt werden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß trotz aller Schutzmaßregeln, welche das Handwerk gegen zu schnelles Anwachsen der Handwerksgehilfen durch beschränkte Lehrlingsausbildung, verhäufte Aufnahme der Lehrlinge usw. getroffen hatte, das Mittelalter doch an einer Ueberproduktion von Handwerksgehilfen litt. Vor allen Dingen aber erzog erst die Wanderschaft den Meistern brauchbare Gesellen. Der damalige Lehrling hatte trotz der üblichen vier- bis sechsjährigen Lehrzeit während dieser seiner Lehrzeit in den weitaus meisten Fällen erbärmlich wenig gelernt. Er war das Ausbeutungsobjekt des Meisters, das Haus- und Kinder mädchen der Meisterin, der Lausfurche und Spielball der Gesellen gewesen. Mochte er nun auf der Wanderschaft was lernen und sehen, wie er fortkomme. Und so verlangten in Winterthür die Mehrzahl der Gewerbe für die ausgebildeten Lehrlinge einer

sechsjährigen Wanderzwang, „damit sie zu rechten Meistern und nicht zu Wüßigern werden“. Eine unbewusste Selbsteinschränkung, dessen, was die Lehrlinge wohl gelernt haben mochten oder in Winterthur überhaupt lernen konnten. So jagte man denn unter dem heuchlerischen Vorgeben: „wer nichts getragen, lernt nichts ertragen“, die jungen Leute zwangsweise auf lange Jahre aus ihrer Heimat. Denn beim Wandern bildeten eine 5-jährige Frist die Regel. Mitunter kommt es vor, daß ein oder das andere Handwerk gegen Zahlung einer bestimmten Summe ein oder mehrere Wanderjahre erläßt. So Würzburg, wo die übliche Wanderzeit bei den meisten Handwerken fünf Jahre betrug, doch unter besonderen Umständen gegen Zahlung von sechs Gulden per Jahr ein oder mehrere Wanderjahre erlassen werden konnten. Nur ganz vereinzelt finden sich kürzere Wanderfristen. So hatten die Wäcker in Ansbach z. B. nur zwei Jahre zu wandern. Wesentlich kürzer war der Wanderzwang auch bei den Meisterlehren. Wie sie mit allem günstiger gestellt waren, so hatten sie auch meistens nur die Hälfte der Zeit in der Fremde zu bleiben, welche für die übrigen Gesellen vorgeschrieben war.

Daß die jungen Handwerksgehilfen ihre Wanderzeit tüchtig ausnützten, bedarf gar keiner Frage. Deutsche Handwerksgehilfen fand man im Mittelalter in Ruschi-Kowgorod wie in Byzanz, in Italien, Frankreich, England, kurz es gab kein Kulturland, wo solche nicht zu treffen waren. Johann v. Leyden durchzog England, Portugal, Frankreich, Deutschland, Belgien und Holland. Hans Sachs war in Tyrol, Genua, Rom, Lübeck, in Leipzig und im Thüringischen.

Mit reichen Erfahrungen und Kenntnissen kehrte die Mehrzahl der fortgewanderten Gesellen wieder heim. Und doch nützten ihnen alle ihre Kenntnisse zunächst wenig zu ihrem ferneren Fortkommen. Sie erleichterten ihnen durchaus nicht die Selbstmachung und die Erlangung der Meisterwürde. Dazu gehörte vor allen Dingen Geld, und der Egoismus der mittelalterlichen Handwerksmeister, denen an einem neuen weitgereisten Mitmeister so gar nichts lag, hatte gar wohl dafür gesorgt, daß die verlangten und notwendigen Geldsummen so große waren, daß nur wenige der Gesellen an die Erlangung der Meisterschaft denken konnten. War der Geselle nicht von Haus aus vermögend oder kam ihm nicht ein besonderer Glückszufall zu Hilfe, so konnte er alt und grau werden, ehe er von seinem Lohne sich die nötigen Gelder zusammengespart hatte. Ein raffiniert erfundenes System, das als erstes Geld, als zweites Geld und als drittes Geld erforderte, sperrte dem Armen ein für allemal den Eingang zur Selbständigkeit. Da war vor allen Dingen der Unfug der Meisterstücke. Nicht daß der Geselle zeigen sollte, was er könne, das hätte sich viel billiger und leichter erreichen lassen, sondern die Verurteilung unerwünschter und nutzloser Ausgaben war ihr ausgeprägter Zweck. War es nicht eine an den Haaren herbeigezogene Verhinderung, wenn die Ehlinger Schneiderzunft 1557 folgende Meisterstücke verlangte: Rod, Hufe, Wams, Kappe und Magermantel für einen Adligen. Eine Hühede und ausgeschnittene Schäume für eine Edelfrau. Einen purpurerianischen Rod, Hosen und damastenes Wams für einen Bürger. Eine Bursatin-Hühede und eine schlanottene ausgeschnittene Schäume, und einen Augustiner von Atlas für eine ledige Tochter. Einen langen Rod von Schomlot und ein kleines Bursatinröcklein für einen Doctor. Hosen, Rod und Wams für einen Handwerker. Einen Atlasmantel und einen Unterrod für eine Bürgerfrau. Einen Leibrod, Hosen und Wams von Zwisch für einen Bauer. Einen Mantel von rheinischem Tuch und ebensolchen Unterrod für eine Bürgerfrau.

Was sollte nun mit den teuren und nutzlos angefertigten Sachen geschehen? Die Anfertigung eines Staatskleides war damals, wo die Elle halbwegs guten Tuches $2\frac{1}{2}$ Gulden kostete, auch für den wohlhabenden Bürgerstand eine derartig große Ausgabe und wichtige Sache, daß sich nicht leicht jemand dazu hergab, das Risiko des Meisterstückes zu tragen und seine Kleidungsstücke obendrein von vielerlei Menschen prüfen, bestaunen, betasteten und herumzuschmeieren zu lassen. Also war der größte Teil der teuren Auslagen zum Fenster hinausgeworfen. Die bairische Schusterordnung aus dem fünfzehnten Jahrhundert verlangte als Meisterstück aus einer Kuhhaut fünf Paar verschiedene Stiefel. Meisterlehre oder solche, die in das Handwerk einheirateten, brauchten nur die Hälfte dieser fünf Meisterstücke zu liefern. Ein Meister, der auf dem Lande bleiben wollte, brauchte nur ein Paar Flügelstühle anzufertigen. Wollte ein solcher Landkäufer aber die Märkte beziehen, mußte er die vollen fünf Meisterstücke machen.

Zu diesen Summen, welche die Anfertigung der Meisterstücke verschlangen, kamen die Unkosten, die so nebenher liefen. Während der ganzen Zeit der Anfertigung der Meisterstücke stand der Meisterkandidat unter der Aufsicht der Handwerkschaumeister. Auch das war naturgemäß nicht billig, die Herren wollten gesättelt sein. In Gera verlangten 1651 die vier Schustergeschworenen während der 14 Tage, während welcher die Meisterstücke fertig sein sollten, nicht nur frei Bier, sondern auch das Essen. Jedoch sollten nicht mehr wie acht Gulden verzehrt werden.

War der Meisterkandidat auf Grund der gelieferten Meisterstücke für würdig gefunden worden, in die ehrsame Zunft aufgenommen zu werden, dann hieß es abermals in denbeutel greifen, um das teure Meisterstück, die Aufnahmekosten und was drum und dran hing, zu bezahlen. Für gewöhnlich handelte es sich dabei um Gelder für die Obermeister, für die Schaumeister, die Handwerksgeschworenen, Geld für die Begräbniskasse, für die Einschreibgebühr, für ein paar Pfund

Wachs für den Zunftaltar und als Hauptsache die Einzahlung in die Handwerkslade. In Würzburg kostete das Meisterrecht, das heißt die Zahlung an die Handwerkslade einem zünftigen Meisterlehre sechs Gulden, einem, der eine Meisterschwägerin oder Tochter heiratet acht Gulden, einem in der Stadt Geborenen fünfzehn Gulden, dem auf dem Landgebiet Geborenen zehn Gulden. Der Ausländer, der das Meisterrecht in der Stadt erwerben wollte, zahlte 20 Gulden, für Landmeisterrecht 12 Gulden. Landmeister kamen überhaupt billiger weg. Die bairische Schusterordnung verlangte von einem Landmeister 3 Gulden, daneben hatte er $\frac{1}{4}$ Wein und den vier Handwerksgeschworenen eine Maßzeit zu geben. 1655 berechnete man im Gebiete von Schleswig-Holstein bei den Schuffern die Kosten der Meisterwürde, immer ohne Bürgergeld und die Auslagen für die Meisterstücke, auf insgesamt 20 Taler, wozu noch die Lieferung eines ledernen Feuersimers an die jeweilige Gemeinde kam. In Ansbach betrug das Meistergeld bei den Wäckern in die Lade 8 Gulden, außerdem 4 Gulden Verehrung an die Geschworenen.

Meisterlehre, oder wer Meisterstücker oder Wittwen heiratete, die zahlten nur die Hälfte. Auch die Feiler Schuhmacherordnung von 1660 begünstigt die Männer von Meistertöchtern und Wittwen. Es heißt da: „Wenn die Meisterstücker oder Wittwen sich mit einem Schuhmachergehilfen verheiraten, soll derjenige, der sie zur Frau nimmt, ein Jahr mit der Mutung zu dreien verschiedenen Morgensprachen zubringen. Bei der ersten Mutung, gleich anderen, seinen Geburts- und Lehrbrief vorlegen und um das Meisterrecht bitten. Alsdann vor Bekennung des Meisterrechts 3 fl. in die Lade, 6 Groschen zu Vier, $\frac{1}{2}$ fl. zum Leihentuch, 3 Groschen für ein Pfund Wachs und 1 Groschen dem Schreiber geben, alsdann eine leidliche Collation den 4 Aeltermeistern ausrichten“.

Dem sogenannten „Meisteressen“ durfte sich der neue Meister auch nicht lumpen lassen. Sonst hätte er es von vornherein mit der ganzen Sippschaft verborgen. Das übliche war da 1 Tonne starkes Bier, einige Kanten Rheintwein, Suppe, genügend Rindfleisch in Rosinen und Mandelbrühe, ein oder mehrere Schinken, ein Gericht Fische, der notwendige Braten und hinterher Butter und Käse. Reichlich mußte alles sein, da die Gäste gewohnt waren, sich ein oder mehrere Bratenstücke mit nach Hause zu nehmen, auch für die Armen mußte noch übrig bleiben.

Damit war denn endgültig der Eintritt in das Meisterparadies erkauft. Um die vielen Ausgaben wieder herauszuholen, machte dann der neue Meister es wie die anderen. Er übertheuerte die Konsumenten, knappte seinen Gesellen die Löhne und ließ sie solange wie nur irgend möglich arbeiten. —

Humoristisches.

— Erklärung. „Ich möchte nur wissen, weshalb der Tenor ein so klägliches Gesicht schneidet.“
„Nun, er hört sich doch auch singen.“ —

— Schöner Gedanke. Förster (in einem naturgeschichtlichen Werke Abbildungen der vorzeitlichen Rieseneisengeheuer betrachtend): „Donnerwetter, wenn solche Viecher heute noch in unseren Wäldern lebten, was für Jagdabenteuer könnte man da — am Stammtisch erzählen.“

— Zutreffend. „Kinder, verbragt Euch doch! Friede ernährt — Unfriede verzehrt.“

Schwiegerjohn (Rechtsanwalt): „Mama, ich bin ganz der gegenteiligen Meinung.“
(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Sudermanns Schauspiel „Stein unter Steinen“ ist bei Cotta, Stuttgart, in Buchform erschienen. Preis 2 M. —

— Hermann Vahr hatte den Antrag erhalten, als Regisseur an das Deutsche Theater zu gehen. Vahr hat abgelehnt. —

— „Welsazar“, ein: sinfonische Dichtung von Paul Ertel, hatte bei der U.aufführung in Bielefeld starken Erfolg. —

— Das Münchener Kammer-Orchester überfiedelt im nächsten Frühjahr nach Mannheim. —

— Der erste Verbandstag der deutschen Vereine für Volkskunde fand in der vergangenen Woche in Hamburg statt. Es wurde beschloffen, eine Bibliographie der Volkskunde zu schaffen und eine wissenschaftlichen Anprüchen genügende Sammlung der deutschen Volkslieder zu veranstalten. Die Vorarbeiten wurden einer Kommission übertragen. —

c. Niesenzigarren sind aus Habana in London eingefroffen. Jede Zigarre ist $10\frac{1}{2}$ Zoll lang und hat einen Umfang von 6 Zoll. Eine jede wiegt ein viertel Pfund und erfordert einen Zoll von 1,50 M. Der Herstellungspreis beträgt für 1000 Stück 20 000 M. —